

Der Verlust des Nachdenkens

Denken wir noch, oder googeln wir bloß? Kaum mehr mag man sich ein Leben ohne den nahezu allgegenwärtigen PC vorstellen. War dieser früher eine ziemliche Kiste, bei der bereits das Ein- und Ausschalten einige Zeit in Anspruch nahm, so ist heute der Goldstandard das leichte und handliche Netbook, das buchstäblich in jede Aktentasche passt – und dann auch schnell mal herausgezogen werden kann. Ergänzt und noch übertroffen wird dieser Trend durch die parallele Weiterentwicklung der Mobiltelefone.

von Dr. Erich Schröder

DAS EHEMALIGE HANDY – mein erstes hatte Ähnlichkeit mit einem Brikett – heißt heute Smartphone und ist kaum noch als Telefon zu erkennen. Es handelt sich vielmehr um einen recht leistungsfähigen Computer, mit dem man nebenbei auch telefonieren kann. Mein Smartphone erkennt wo ich gerade bin und benennt mir Apotheken, Tankstellen und Restaurants in der Nähe. Auf Klick sehe ich dann den schnellsten Weg dorthin mit der voraussichtlichen Gehzeit und kann sogar die letzten Bewertungen einsehen. Ich sehe die Statue von Robert Koch vor der Charité und habe in Sekunden seinen Lebenslauf und seine Leistungen auf dem Bildschirm des Smartphones. Nachdenken oder sich erinnern ist dafür nicht mehr erforderlich. Der praktische Nutzwert und der Reiz dieser Geräte liegen in dem handlichen und schnellen Zugriff auf große strukturierte Datenmengen und deren Verknüpfung mit individuellen Daten.

Aber verlernen wir nicht etwas, wenn wir immer weniger nachdenken müssen? Hirnforscher sagen, dass weite Teile unseres Intellekts, mindestens aber das Gedächtnis trainierbar sind und ebenso auch Training benötigen.

Verliert der eigene Kopf die Übung in der Reflexion gelernter Zusammenhänge, weil man sich diese heute sofort auf dem elektronischen Silbertablett servieren lassen kann? Geht nicht die früher trainierte und locker beherrschte Orientierungsfähigkeit mit dem Stadtplan auf den Knien heute deutlich langsamer, wenn der Mietwagen mal kein Navi hat? Führt die Verminderung der Denkeinsätze zu einer Verminderung der Denkfähigkeit?

Unbestritten bedeutet der schnelle Zugriff auf gewaltige Datenmengen eine enorme Erweiterung unseres Wissens- und Entscheidungspotenzials. Wo die Kandidaten bei Günter Jauch noch verzweifeln, weil ihr „Bauchgefühl“ ihnen eine Antwort suggeriert, sie die Zusammenhänge aber nicht mehr zu sortieren vermögen, da würde ein Smartphone locker die Million abräumen, natürlich ohne den Einsatz eines Jokers.

Das hat auch Einfluss auf unsere Gesprächskultur. „Ich denke, dass...“ sagen wir gern in einer Diskussion. Aber äußern wir dabei wirklich das Ergebnis eines Denkprozesses, oder reproduzieren wir nur eine Meinung? Wo früher das Streitgespräch die Diskussion und auch die Phantasie be-

lebte, wird dieses heute nicht selten mit einer wischenden Handbewegung beendet, die das Smartphone aktiviert. Dann steht schnell ein Google- oder Wikipedia-Ergebnis im Raum, das die Streitenden zum Schweigen bringt. Solche Online-Ergebnisse werden dann auch meist akzeptiert, aber ist dies wirklich berechtigt? In vielen Fällen wohl ja. Fakt ist aber auch, dass sich Fehler in diesen Medien ebenso schnell ausbreiten wie korrektes Wissen. Das hat etwas mit einer „Copy & Paste-Kultur“ zu tun, die leider auch im Journalismus offenbar recht ver-

Führt die Verminderung der Denkeinsätze zu einer Verminderung der Denkfähigkeit?

breitet ist und inzwischen sogar die Wissenschaft erfasst hat, wie jüngste Beispiele umstrittener Dissertationen zeigen. Ein Beispiel für Copy & Paste betraf den „Augenarzt“ Dr. Philipp Rösler: Eine Pressemeldung besagte, Philipp Rösler sei Facharzt für Augenheilkunde. Diese Fehlinformation verbreitete sich so umfassend in nahezu allen folgenden Presseinformationen über Bundesgesundheitsminister Rösler, dass er sich schließlich genötigt sah, auf seiner Homepage klarzustellen, dass er „nur Arzt“ sei.

Ist aus dem Volk der Dichter und Denker ein Volk der Abschreiber geworden? Nein, natürlich nicht. Unsere Ingenieurleistungen beispielsweise gehören permanent zur Weltspitze. Unsere Magnetschwebbahn will zwar niemand kaufen, sie wird aber bereits

Wo die moderne Informationstechnik das Nachdenken ersetzt, droht diese Fähigkeit zu verkümmern.

fleißig von anderen kopiert. Und bei kaum einer Katastrophe kommt nicht deutsche Technik zum Einsatz, um zu retten was noch zu retten ist: Das Bergwerksunglück in Chile, die Zerstörung der Buddha-Statuen in Afghanistan und die Reaktorkatastrophe in Japan sind aktuelle Beispiele.

Eine Polarität möglicher Entwicklungen zeichnet sich als Zwischenergebnis dieser Überlegungen also ab: Wo die moderne Informationstechnik das Nachdenken ersetzt, droht eine Verkümmern dieser wichtigen menschlichen Fähigkeit. Wo andererseits

die technischen Möglichkeiten intelligent in Denkprozesse integriert werden, liegt das Potenzial für neue intellektuelle Höchstleistungen.

Auch vor der Politik macht der Umgang mit der modernen Informationstechnik nicht Halt. Von Altbundeskanzler Konrad Adenauer, berühmt für seine überlegten und listigen Strategien, ist überliefert, dass er Mußstunden in seinem Rosengarten schätzte und vermutlich auch für die Reflexion seiner Entscheidungen nutzte. Von Bundeskanzlerin Angela Merkel sind dagegen Bilder bekannt, auf denen sie während Sitzungen und Debatten mit dem Senden oder Empfangen von SMS beschäftigt ist.

Es ist offensichtlich, dass politische Entscheidungen heute immer mehr von und mit elektronischen Ad-hoc-Nachrichten mitgestaltet werden. Zweifellos sind die Entscheidungen dadurch näher am aktuellen Geschehen – aber werden sie damit auch besser? Das mag in Einzelfällen zutreffen, es darf im Grundsatz aber bezweifelt werden, dass politische Entscheidungen, die sich am Tagesgeschehen orientieren nachhaltig besser sind als solche, die sich aus weitergreifenden Überlegungen ergeben. Ein Beispiel für eine solche tagespolitische Ad-hoc-Entscheidung ist die aktuelle Kehrtwende der deutschen Kernkraftpolitik. Seit genau 50 Jahren gibt es in Deutschland Kernkraftwerke, und ebenso lang die Diskussion über das Pro und das Contra. Diese lange und konträr geführte Diskussion mündete in einem Kompromiss, der von verschiedenen Regierungskonstellationen grundsätzlich mitgetragen wurde. Ohne den aktuellen Ausstieg aus dieser

Vereinbarung hier sachlich bewerten zu wollen, erscheint die plötzliche Annullierung des Kompromisses, einer aktuellen Stimmungslage der Bevölkerung folgend, doch bemerkenswert und vom Verfahren her bedenklich. Politik braucht keine Spontanität, sondern vielmehr das Nachdenken für überlegte und stabile Strategien.

Kurzfristige Entscheidungen statt langfristiger Strategien, das ist auch ein häufig vorgetragener Vorwurf an die Gesundheitspolitik. Tatsächlich findet sich dort im Verlauf der letzten 25 Jahre eine kaum noch überschaubare Anhäufung von Gesetzen, Änderungs-, Vorschalt- und Abhilfegesetzen, die meist aus einer akuten Defizitsituation der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) entstanden sind und auf schnelle bis sofortige Abhilfe bedacht waren. Diese Gesetzesflut hat das 5. Sozialgesetzbuch inzwischen zu einem einzigartigen Gestrüpp teils



erstaunlich detaillierter teils widersprüchlicher Einzelregelungen werden lassen. Auch die Gesundheitspolitik dieser Legislaturperiode folgte bisher diesem Weg und beruft sich dabei – wie auch die meisten früheren Regierungen – auf ein von der Vorgänger-Regierung geerbtes GKV-Defizit. Zwangsrabatte und Preismoratorien sind allerdings nach liberalem Marktverständnis eher als Hilferuf anzusehen, die Nutzenbewertung von neu-

Politik braucht keine Spontanität, sondern vielmehr das Nachdenken für überlegte und stabile Strategien.

en Arzneimitteln ist gut gemeint aber in ihren Konsequenzen letztlich wohl auch noch nicht ganz zu Ende gedacht. Eine langfristig überzeugende Strategie ist bisher – wenn überhaupt – nur in dünnen Ansätzen erkennbar.

Das ist insbesondere deshalb erstaunlich, weil es kaum einen Bereich gibt, der sich gleichmäßiger und konsequenter weiterentwickelt als der Gesundheitsmarkt. Das jährliche Wachstum in den Bereichen Klinik, Praxis und Arzneimittel ist – übrigens erstaunlich wenig abhängig von der hektischen Gesetzgebung – recht stabil und damit durchaus langfristig vorhersehbar. Auch die Gründe für dieses Wachstum – z. B. Innovationen im Arzneimittelbereich – sind gut bekannt. Es wäre sicher möglich zu entscheiden, welche Anteile dieser Entwicklung politisch und gesellschaftlich erwünscht sind, und eine langfristige Strategie für die nächsten zehn Jahre bezüglich der Steuerung des Gesundheitssystems zu entwickeln. Das würde auch den notwendigsten Ansprüchen einer Arzneimittelindustrie gerecht, die für die Entwicklung eines neuen Arzneimittels etwa den gleichen Zeitraum veranschlagen muss. Es bleibt die Frage, warum die Gesundheitspolitik sich schon so lange mit hektischen Kurzfristmaßnahmen selbst quält, anstatt nach einer angemessenen Denkpause den strate-

gischen Weg zu gehen. Vielleicht sollte man Philipp Rösler für einen Rosengarten begeistern?

Schließlich steht auch die Medizin selbst unter dem Einfluss der neuen Informationskultur. Diese prägt erheblich die wichtige Kommunikation zwischen den Akteuren im Gesundheitswesen und zeigt ihre Spuren bei der Entwicklung eines neuen Arztbildes. In der Kommunikation der Ärzte untereinander und mit anderen Akteuren kann sich die neue Leichtigkeit beim Umgang mit schnellen elektronischen Medien eigentlich nur positiv auswirken. Datenschüt-

zer werden gleichwohl darauf zu achten haben, dass sensible Daten nicht leichtfertig mit ausgestreut werden. Letzten Endes ist der Zug der immer intensiveren Vernetzung durch smarte Technik aber nicht aufzuhalten. Damit kommt eine junge Arztgeneration mit ihren Hi-Tech-Geräten, ihren Social Media und ihrer eigenen Art der Kommunikation, die sie ganz selbstverständlich in ihren Beruf mitnimmt. Die „neuen Ärzte“ bilden Teams, tauschen sich aus und beziehen elektronische Zugänge zu Datenbanken und Knowledge-Pools aller Art mit ein. Die traditionelle Erziehung zum ärztlichen Einzelkämpfer, der sich als Krönung seines Berufslebens in der Einzelpraxis niederlässt, findet damit ihr natürliches Ende. Die so geprägten „neuen Ärzte“ können und wollen es sich dann wahrscheinlich nur schwer vorstellen, in einer einsamen Landpraxis auf sich gestellt ohne die gewohnte Vernetzung ihre vielen Patienten im Minutentakt zu versorgen. Der sich abzeichnende Ärztemangel in ländlichen Regionen hat hier wohl seine systematische Ursache. Andere Faktoren wie zunehmendes Freizeitbewusstsein, Berufstätigkeit des Ehepartners und schwache Infrastruk-

tur kommen hinzu. Das Grundproblem ist aber durch zaghafte Korrekturen an der ärztlichen Vergütung nicht zu lösen, hier muss eher über neue Versorgungsstrukturen nachgedacht werden, die den Ansprüchen der „neuen Ärzte“ mehr als bisher gerecht werden, entsprechende Kommunikationsstrukturen ermöglichen und integrieren.

Gleichzeitig ist darauf zu achten, dass die Technik sich nicht verselbständigt und dass dem Arzt der Freiraum des Nachdenkens erhalten bleibt. Das Ausschöpfen medizintechnischer Untersuchungsverfahren, der Zugriff auf Datenbanken, die Befragung evidenzbasierter Leitlinien – das alles ist additiv nützlich, ersetzt aber nicht den ersten Eindruck vom Erscheinungsbild des Patienten, das erste Gespräch, die wahrgenommene Empathie und die Erfassung der individuellen Persönlichkeit und Merkmale des Patienten. Diese Eindrücke wollen in einer adäquaten Reflexion verarbeitet und mit den technischen Ergebnissen in Einklang gebracht werden. Für ein modernes Verständnis des Arztberufes ist es von besonderer Bedeutung, die verfügbaren technischen und kommuni-

Die „Lizenz zum Nachdenken“ bleibt für den Arztberuf bei aller technischen Informationsüberflutung essentiell.

kativen Hilfsmittel in einen wachen ärztlichen Intellekt mit ständigem Bezug zur Patientenpersönlichkeit zu integrieren. Die „Lizenz zum Nachdenken“ bleibt für den Arztberuf bei aller technischen Informationsüberflutung essentiell, zu einem Verlust des Nachdenkens darf es für den Arzt nie kommen. ■



Dr. Erich Schröder

ist Arzt und Journalist, Geschäftsführer der Gesundheitspolitik.de Verlags- und Beratungsgesellschaft mbH in Düsseldorf, Lehrbeauftragter an der Charité / Humboldt-Universität zu Berlin und Gründungsmitglied des Bundesverbandes Managed Care e.V. (BMC)

www.aerztepost.net/autoren